

Wolfgang Kubin

Die Lage ist ausgezeichnet

Wolfgang Kubin

Die Lage ist ausgezeichnet

Mein Leben im Abriss

Band 2

Die Jahre 1966 bis 1976

Photos von Matthias Kubin, Rudolf Rösch,
Thomas Vieth, Martin Krott, Marie-Laure Viriot

BACOPA VERLAG

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der Übersetzung, des Vortrags, der Radio und Fernsehsendung und der Verfilmung sowie jeder Art der photomechanischen Wiedergabe, der Telefonübertragung und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und Verwendung in Computerprogrammen, auch auszugsweise, vorbehalten.

© 2022 BACOPA VERLAG
4521 Schiedlberg/Austria
Telefon: +43(0)7251-22235
E-Mail: office@bacopa.at, verlag@bacopa.at
www.bacopa-verlag.at

Titelphoto © by Isolde Ohlbaum
Photos im Bildteil © by Matthias Kubin, Rudolf Rösch, Thomas Vieth,
Martin Krott, Marie-Laure Viriot

Layout und Satz: Felicitas Hübner
Printed in the European Union

ISBN 978-3-99114-022-1

1. Auflage 2022

Inhalt

Die Lage ist ausgezeichnet	3
Mein Leben im Abriss.....	3
Was kommt danach?.....	7
Brüche und Aufbrüche.....	23
Karyatide und Flugblattlyrik.....	51
Die Kunst des Intervalls.....	70
An die Donau, an die Wien	78
Photogalerie und Briefe	97
In den Wiesen: das Münsterland zum zweiten Mal	145
Nach Japan, auf nach China	181
Von Münster nach Peking	205
Danksagung	219
Der Autor.....	221

Was kommt danach?

Sunt lacrimae rerum et mentem mortalia tangunt.

Vergil: Aeneis

Alles hat einen Beginn, doch wie geht es dann weiter? Meine Autobiographie nahm ihren Anfang nicht etwa auf meinen Wunsch hin, sondern auf Grund der ständigen Bitte anderer. Ich ließ mich auch zu meiner eigenen Überraschung nicht bei Tage darauf ein, sondern in tiefer Nacht. Ich war kurz zuvor über Peking aus Shantou nach Bonn zurückgekehrt. Das war Weihnachten 2019. Ich flog noch einmal auf drei Tage zurück. Für eine Preisverleihung Anfang Januar 2020. Danach übernahm Corona das Heft. An eine Rückkehr nach China war da nicht zu denken. Das gilt anscheinend bis dato, denn Lufthansa strich kurzfristig meinen lang gebuchten Rückflug für Mitte Februar 2021. So scheint, wo ich dies hier aufsetze, mein Unterricht weiter mit Hilfe des Netzes zu erfolgen. Wer weiß, wie lange noch?

Ich bin es seit zehn Jahren gewohnt, überwiegend auf chinesisches zu lehren. Grund: Wer seit meiner Emeritierung zu mir kommt, ob in Bonn oder in Shantou, ist überwiegend chinesischer Herkunft. Deutsch wird nicht immer bzw. nicht unbedingt gut genug beherrscht. Manchmal sprechen wir auch, weil das Englische hinzutreten mag, miteinander in drei verschiedenen Sprachen. So ist eine brauchbare Verständigung möglich. Dabei lachen wir viel, aber nur im Hörsaal. Wir sehen einander, wir kommen von draußen, wir bringen etwas mit, viel Regen in Shantou, viel Aschermittwoch in Bonn. So ergibt ein Wort das andere. Ich muß nicht unbedingt viel reden. Jeder hat etwas von sich zu geben.

Nun aber vor dem Bildschirm? Ein jeder wandelt im Nebel, keiner kennt den anderen. Viele wagen keine Fragen zu stellen. Nur die Mutigsten lassen ihr Gesicht erblicken, das sind drei bis vier

von gut dreißig Studierenden. Also doziere ich nach alter Schule, meist annehmbar für beide Seiten. Und doch hatte dies unerwartete Folgen. Müdigkeit. Ich für meinen Teil reagierte mit totaler Erschöpfung, der Körper verlangte nach Ruhe. So begann der vorabendliche Schlaf für wenige Stunden, die Mitternacht öffnete ihren Schlund, das klassische Radioprogramm auf WDR III spendete Beifall, und aus dem Taggelichter wurde ein Nachtgelächter.

Ich gewöhnte mich nicht mehr an die deutsche Nachtzeit und zog dank Zeitunterschied von sechs bzw. sieben Stunden die chinesische Tageszeit vor. So stellte sich manches auf den Kopf: Während alles in Bonn schlafen ging, stand ich wie in Shantou auf, und wenn alles am Rhein arbeitete, legte ich mich für wenige Stunden hin, als befände ich mich noch am Südchinesischen Meer. So entstand der erste Band meiner Biographie in der Finsternis. Gleichwohl dürften der Nachtgedanken nur wenige gewesen sein. Ich hielt mich überwiegend tapfer im Gleichgewicht.

Etwas geht immer zu Ende. Es heißt dann leichterding, etwas finde zu sich selbst zurück, damit sich etwas Neues auftue. Doch wie schätzen wir dieses Neue ein? Wie fährt man fort? Das war nicht nur die große Frage von Gottfried Benn, sondern ebenfalls die nachgetragene Frage von Zhai Yongming. Was kommt danach? Was naht nach dem ersten großen Werk?

Ich habe mich bislang allein auf meine Erinnerung verlassen, auf keine Briefe, keine Gespräche oder Photos. So blieben selbstverständlich Lücken. Soll ich also nachbessern, was das Gedächtnis noch täglich beiläufig bereithält? Also von Mutter berichten, die lieber eine Tochter als einen Sohn hätte haben wollen und mich daher wie ein Mädchen frisiert hat? Die frühesten Photos in Celle geben davon Auskunft. Wurde ich so zum Feministen, der sehr viel später eine lila Hose in Charlottenburg kaufen ging, argwöhnisch beäugt von einer auskunftsunwilligen Verkäuferin? War ich deswegen der Softie, den sich keine Frau vor 1968 leisten wollte? Sondern nur einen, der sich auf das Stoßen verstand, während sie Pillen zu sich nahm? Und ich? Verbat das Schluckgeschäft und mir

ein Kondom. Bis heute. Welche Methode bemühte ich? Natürlich die des Taoisten.

Irgendwie war da auch immer ein Übergang, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Die Samstage waren in fester Hand. Nach dem Fußball galten sie in Rheine dem Abendprogramm der zwei Fernsehanstalten. Da lief erst ein Krimi mit dem französischen Kommissar Maigret, dann erfreute uns die eher erwartete Sportschau, wohl im ZDF. Matthias und ich fieberten. Die Mutter dahinter, allerdings mehr in ihre Strickarbeiten vertieft. Thomas hatte wohl zu schlafen. War das alles nun 1965 oder später? Wir lagen bäuchlings vor der Glotze. So erlebten wir die Dramen der Welt, erst Mord und Totschlag, dann die eine oder andere Blutgrätsche. Und was kam danach? Ich greife vor. Die Serie *Bezaubernde Jeannie* ab 1967, sie lief im Vorabendprogramm des ZDF: Der amerikanische Astronaut Nelson befreit den persischen Flaschengeist Jeannie, und schon beginnen die Verwicklungen, denn die Geistin ist dem Männie vollkommen überlegen. Heute nicht mehr austrahlbar, alle Amazonen würden protestieren: »Wir Flaschengeisterinnen bedürfen keines Astronauten! Wir befreien uns lieber selber aus unserer gläsernen Existenz. Wir sagen niemals Meister zu einem hochgewachsenen Schlaks!« So sei es denn.

Und was gälte es noch nachzutragen? Daß es Matthias mit Freund zu den Rolling Stones im September 1965 nach Münster zog? Mutter und ich hatten Bedenken, diese nutzten nichts. Gleichwohl, er kam zwar enttäuscht, doch lebend aus der Münsterlandhalle wieder zurück. Die vier Briten hatten nur 45 Minuten gespielt, ansonsten bestritten andere Gruppen das Programm über die Zeit. Vieles wurde anschließend von dem rasenden Publikum kurz und klein geschlagen. Die Kommentare der Presse fielen allerdings auch nicht viel freundlicher aus. Was man damals zu bemängeln hatte, ist heute noch der Lektüre wert, sinngemäß: angebliche Urlaute von angeblichen Tieren in einem imaginären Käfig.

Was mag Matthias mit dem frühverstorbenen Klassenkameraden Petersen zu dem gewaltbereiten Spektakel nur hingetrieben haben?

Er war doch lange vor mir ein Freund der Oper und der klassischen Musik gewesen! Und was ist mit mir heute? Unterrichte ich nicht in China seit geraumer Zeit dank britischer Rock-Musik meine Thesen zur Moderne als Symptom der menschlichen Krise? Ja, denn was seinerzeit in Münster anscheinend am Anfang der Aufführung stand, sollte sich bald als der eigentliche Hit des 20. Jahrhunderts entpuppen: *I can't get no satisfaction*. Das war Revolution pur: Absage und Versprechen zugleich. Wie alle folgenden Rebellionen: Absage an die alte und Versprechen auf eine neue Welt als Folge eines Unbehagens in der Kultur. Die Rolling Stones stellten den Vorgriff auf 1968 dar, auf die Ablehnung der bürgerlichen Gesellschaft, die vor allem harte Arbeit verherrlichte und einem angemessenen Vergnügen kaum Raum beließ. Gleichzeitig nährten sie die Hoffnung auf eine bald mögliche Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. Das war Herbert Marcuse in klanglicher Form: weg mit der Eindimensionalität unserer Existenz.

Vielleicht formulierte sich hier ebenfalls eine erste populäre Kritik an der Medienwelt. Im Staccato bringt Mick Jagger das »Radio« auf den Vorwurf »keinerlei Information« herunter. Und da ist noch ein weiteres: die Sache mit dem Urschrei. Die Stones waren ja nicht die einzigen »Höhlenmenschen«, die ihre Gegner mit Gebrüll erschreckten. Da gab es in Großbritannien bekanntlich noch die Troggs (eig. Troglodytes) mit ihrer Verherrlichung junger Mädchen als *Wild Thing* (1966). Der Titel wäre derzeit undenkbar, doch wer versteht schon dessen Tiefe? Traurig macht heute der Blick auf die einst jungen Männer in ihrem körperlichen Altersgewand kurz vor ihrem Dahinscheiden. Und was ist inzwischen aus dem »wilden Ding« geworden? Hoffentlich eine Erinnerung an eine junge Frau, die drei Burschen nach ihr schmachten und ihr gestehen ließ: *You are my everything*. Hier geraten wir ins Philosophieren, denn der Unterschied zwischen »thing« und »everything« ist wahrlich beträchtlich! »Everything« kann nicht »wild« sein, denn »everything« ist Schmusekuchen.

So oder so hat aufgrund der Bundestagswahl von 2005, ohne daß hier eine besondere Logik walten muß, bei mir ein Umdenken eingesetzt. Es führte aus der alleinigen Kritik am Politischen zur Kritik der von mir einst vertrauten Medien. Meine Klage wechselte den Meister. Sie bewirkte einen teilweisen Rückzug aus der Nachrichtenlandschaft. Sofern mir nicht WDR III oder Ö 1 ihre Gunst schenken, schalte ich kein Radio mehr ein, ob in China, Deutschland oder in Amerika. Was wir Flimmerkiste nennen, langweilt mich in allen Landen. Ich muß diese gar nicht erst aufzählen. Vor allem empören mein Auge die weißen Vorderzähne, die sich über den schrecklichsten zu kolportierenden Neuigkeiten aufzutun scheinen. In Wahrheit werden diese nicht vom Papier, sondern von einem Monitor abgelesen, als wären sie auswendig gelernt.

Zähne und Nachrichten: Die einen weiß, wie sie keine Natur kennt, die anderen schwarz, wie der Mensch sie braucht und schafft. Ich halte es seitdem mit dem Song *Paint it Black* (1966), der im Rundfunk der ruhmreichen Tatarata (DDR) nicht übertragen werden durfte. Das Ende kennen wir: Aus der einst »roten Tür« wurde ein Schlupfloch für Depressionen jeglicher Art. Die Nachwehen (*Aftermath*) lassen wir uns gern empfehlen. Bis in den Unterricht an der Universität Shantou hinein. Da fürchtet keiner die Rolling Stones, noch nicht einmal der Parteisekretär. Wir denken gemeinsam nach. Finsternis, das war einst, Finsternis, sie ist weiter der beste Kamerad: *Hello, darkness, my old friend.*

Und da ist noch etwas seit dem ungeheuerlichen Geschehen von Münster: die Sache mit dem Urschrei. Die Moderne versprach die Befreiung aus der platonischen Höhle der Unwissenheit. Nicht zufällig heißt das Jahr 1949 in Peking bis heute »Befreiung«. Wir würden die Realität endgültig fassen und gestalten können, nicht mehr als Flüchtlinge unseren reinen Vorstellungen nachhängen. Halten wir uns dabei nur kurz noch auf. Vielleicht haben wir ja wirklich in den Kavernen der Vormoderne lediglich grunzende Geräusche von uns gegeben und sind mit diesen in die Neuzeit eingezogen, ohne sie vollends unter Kontrolle zu bringen, so daß

sie uns hie und da übermannen. Jedenfalls geht es mir so jeden Samstag seit Jahrzehnten auf dem Fußballplatz des Venusberges in Bonn, wenn Spieler wie der Heilige oder La Dürkie ihr Innerstes nach außen kehren. Da entweicht der Teufel ebenfalls aus mir: Alles brüllet, rennet, richtet, / taghell wird der Makel gesichtet.

Doch halt, da müssen auch noch Sirenen sein, gewesen sein, die uns um des Seelenheiles willen weiter zu locken suchten und suchen. *Sympathy for the Devil* (1968) oder *Gimme Shelter* (1969) lassen uns nicht an den Inseln der Hoffnungslosen zerschellen. Wir wurden zu keinem Hampelmann (*Jumping Jack Flash*) unserer Süchte, versöhnliche Stimmen orteten zwar die Kriege und Teufeleien unserer Jugend, sangen aber auch im Predigerton von etwas, das näher liege als eine Schlacht, näher als eine Liebkosung. Gleich um die Ecke erwarte uns nicht der Kuss des Todes, vielmehr der des leidhaftigen Lebens.

So stehen wir am Ende wie die Rolling Stones zwar fassungslos vor unseren alternden Gesichtern, halten aber dennoch Ausschau nach einem größeren Schutz, als wären wir nie geschützt worden in den Armen einer Mutter oder im Singsang himmlischer Stimmen. Selbst der Teufel ringt um uns, als wären wir feile Vertraute seiner tagesüblichen Vergehen.

Wie erklären wir uns anders den Medienspuk, der seit Jahr und Tag »Mordsweihnachten« oder »tödliche Weihnachten« verspricht und gleichzeitig Kommissare als Ersatz für Beichtväter, Pastoren und Priester ausschickt, um sich die letzte Heilstation zu sichern? Recht und Ordnung scheinen da in festere Hand gegeben. Es fällt schwer, keinen Moralischen zu bekommen. Seit etwa 1988 schaue ich mir Krimis nicht mehr an, selbst die Erfolgsserie *Tatort* langweilt mich, ich lese ebenso wenig Raymond Chandler. Die kesse Sprache, die im Film noch witzig wirken mag, langweilt mich in den Büchern. Zur Schulzeit sprachen wir von lockeren Sprüchen. Traurig macht mich eher, daß der geistige Vater von Philip Marlowe sich in einer Dusche zu erschießen versuchte, bevor er zum Trinker wurde, aber auch das half ihm nicht viel weiter. Warum vermochte

ihm sein Held nicht beizustehen? Der wurde doch sogar mit gefährlichen Frauen fertig.

Gute Unterhaltung? Bei Film, Funk und Fernsehen ergreift mich nicht selten die schiere Verzweiflung. Da sind mir Kindersendungen lieber. Doch dazu, wenn es an der Zeit des Nachwuchses ist. Gleichwohl hat es einmal eine Phase gegeben, wo ich um bestimmter Sendungen willen sogar auf das Fußballspiel verzichtet habe. Das geschah jedoch nur zweimal. Trotz aller Warnungen der Mutter auf dem Krähenberg, trotz meines Pazifismus und trotz meiner Abneigung gegen die Filmindustrie mochte ich die amerikanische Serie *Am Fuß der blauen Berge*. Die ARD strahlte sie zwischen 1959 und 1965 aus. Mir gefiel der Held Jess Harper auf seiner Poststation, die mich an die Kutschen auf dem Großen Plan von Celle erinnerte, und ich mochte das bis heute ländlich verbliebene Wyoming mit der Kleinstadt Laramie. Da schien das Leben beschaulich. In Salzbergen hatten wir genug Cowboy und Indianer gespielt, um eine Sherman-Ranch als Elysium anzusehen. Einmal wiederholte das erste deutsche Fernsehen an einem Samstagnachmittag eine einzelne Ausstrahlung. Statt nach Steide aufzubrechen, blieb ich daheim und feierte enthusiastisch Berg, Held und Ranch.

Einfach zu verstehen, denn in den Wäldern von Steide und Stovern hatte ich mit meinesgleichen früh die Entscheidung getroffen, einmal Förster zu werden. Nicht zufällig blicke ich bei meinen letzten Wanderungen über den Ennert sehnsüchtig auf das dortige Forsthaus. Und Holzlar begeistert mich mit seinen vielen glucksenden Bächen. Bei jedem Gang durch die »Lichtung im Holz« – so die Deutung des Ortsnamens – fühle ich mich in das Pfirsichblütental des Tao Yuanming zurückversetzt. Doch Halt! Zu Zeiten der Sintflut werden die zahlreichen Bachverläufe inzwischen zu reißenden Strömen. Da ist dann kein Entkommen mehr.

Ein andermal hielt mich eine weitere Wiederholung vom samstäglichen Fußballspiel ab. Es war eine Folge von *Mit Schirm, Charme und Melone*, in welcher die pfiffige Heldin Emma Peel von einem Roboter zwischen zwei Regalen zerdrückt werden sollte.

Ich mochte die Serie, die auf deutsch ab 1966 im Fernsehen lief, wegen ihres britischen Humors. Möglicherweise bin ich auch hier in die Schule gegangen, denn mir liegt die Kunst des englischen Understatements. Limericks waren daher früh mein Lerngut, bis ich anfang, selber welche auf englisch zu verfassen, ohne sie jedoch zu publizieren. Sie schlummern heute in irgendwelchen Klapprechnern.

So blieb mir denn sonst kein Spielfilm in Erinnerung, den ich übermütig in meiner Kindheit oder Jugend schaute? Um es kurz zu machen: Das Gedächtnis hält einige bereit, die ich mehrfach schaute. Am meisten *Casablanca*, oft *The Big Sleep*, manchmal *High Noon*, danach nur noch japanische Filme. Nie einen deutschen Bildstreifen? Mein letzter war 1988 *Kleine Fische* oder so geheißen. Ich habe viel gelacht, aber mir geschworen, ich werde mir nie wieder einen Spielfilm aus Deutschland zumuten. Zu banal erscheint mir ihr technischer und inhaltlicher Aufwand. Welcher kann sich schon mit *M – Eine Stadt sucht einen Mörder* (1931) oder *Es geschah am hellichten Tag* (1958) vergleichen lassen?

So erinnern wir uns zunächst kurz weiter, bevor wir uns weiter lang erinnern. Die Enttäuschung über das »Deutsche« zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben. Groß waren die Aussichten, kläglich endeten die Helden, kläglicher die Heldinnen. Aber sie alle wollen in ihrem Scheitern gepriesen und ihrer soll über das Leben hinaus gedacht werden. Von den Toten läßt sich da leicht sprechen, von den Verschollenen ebenfalls. Aber von den noch Lebenden?

Vielleicht waren es die Pfingstferien 1964. Christian Möllers schlug eine Radtour vor. Wir kamen bald überein, Celle sollte das Ziel sein. Vielleicht regnete es unterwegs, vielleicht campierten wir im Zelt auf einer Wiese, vielleicht mißfiel es ihm, eine Kacko-Cola, wie er formulierte, in einer Kneipe trinken zu müssen, bevor er sein großes Geschäft erledigen durfte. So oder so erklärte mir der Kamerad am nächsten Morgen, er wolle mit dem Zug nach Rheine zurückkehren. Auch gut, denn so konnte ich am Nachmittag auf dem Rad Großmutter im Fenster der Kalandgasse 2 überraschen.

Ich winkte ihr glücklich zu. »Das ist ja der Wolfgang!«, rief sie überrascht. Den Rest der Woche verbrachte ich wohl mit der Lektüre von Franz Kafka und Hermann Hesse. Den einen las ich ganz aus, den anderen las ich an. Das Ergebnis war erschreckend. Ich schwor mir, nie mehr zum Prager zu greifen, um nicht ein zweiter Josef K. zu werden, und ich verspürte auch nicht die Absicht, »Goldmund« oder »Narziß« nachzuahmen. Nach Jahrzehnten jedoch hatte ich meine Versprechen aus Berufsgründen zu brechen, ich war aber gefeit. Beide Autoren konnten mir nichts mehr anhaben, ich hatte meinen chinesischen Weg längst gefunden, auch wenn ich meine Briefe mit K. zu unterschreiben begann.

»Einmal Lenz haben!«, meinte der Kommilitone Hans Link Anfang der 70er noch auf dem Flur des ehemaligen Bergbauinstituts von Bochum zu mir. Die Sinologie befand sich damals in der Friederikastraße. Er schenkte mir nach dem Unterricht mit diesen Worten das Buch *Holzwege* von Martin Heidegger. Es war gut lesbar und begleitet mich heute noch. In den 90ern kamen wir auf die Idee, gemeinsam eine Wanderung durch das Saarland zu unternehmen. Wir brachen von Trier-Wasserbillig aus auf. Da gab es einen Parkplatz, außerdem hatte der Wanderführer uns hier zum Aufbruch geraten.

Der Weg durch die Wälder und über die Felder war einfach. Wir diskutierten das chinesische Umschriftsystem Hanyu Pinyin. Bis wir in einen Landregen kamen. Vor uns weite Felder, wir verliefen uns auf den Äckern. Tropfnass begannen wir in unserer dünnen Sommerkleidung zu frieren. Nirgendwo ein Unterstand, kein Laden, keine Gaststätte, bis wir schließlich in ein Dörfchen gelangten. Die Busse dort fuhren nicht, vielleicht weil Wochenende war. Doch um die Ecke befand sich ein altes Wirtshaus. Wir waren zur Übernachtung willkommen. Beim Abendessen erklärte mir Hans, warum die Fliegen an der Decke immer im Kreis herumfliegen. Da gewann ich vielleicht die größte Erkenntnis meines Lebens. Beim Frühstück summten die Brummer immer noch. Ob kleine Stubenfliege oder gemeine Stubenfliege, sie haben nichts anderes im Sinn,

als eine Partnerschaft einzugehen und zu diesem Zweck von oben Ausschau auf geeignete Beute zu halten.

Unsere Partnerschaft kündigte Hans beim ersten weiteren Schritt vor der Tür sogleich auf. Er wolle zum Auto nach Wasserbillig zurückkehren. Ihm qualmten die Socken. Ich hatte mich in mein Los zu schicken. Michaela, die er aus meinem Büro an der Bonner Adenauerallee 102 als Braut abgezogen hatte, stand überrascht an der Haustür der kurzfristigen Bochumer Bleibe, sie hatte leicht spotten: Zwei Recken waren kaum zu Großem aufgebrochen, schon hatten sie »Home, sweet home« zu singen begonnen, der eine total erschöpft, der andere äußerst mißmutig.

Heute denke ich an manch eitle Versprechen zurück. Vor meinen Ohren hatte Hans nämlich – verliebt – zu Michaela, als sie noch meine Sekretärin war, aber schon gekündigt hatte, folgenden Satz gesagt: »Bevor Sie Ihren Posten im Seminar für Orientalische Sprachen räumen, werde ich habilitiert sein.« Potztausend! Nun, die beiden machten die Fliege und schwirrten aus Bonn Richtung Emsland ab, ohne die Einlösung der großen Zusage abzuwarten. Seitdem ernähren sie sich von Kriminalromanen, die sie aus dem Englischen übersetzen. Das Chinesische wanderte traurig in die Abstellkammer wie ein Paar müder Wanderschuhe.

Eine weit größere Enttäuschung sollte mir später beschieden sein. Doch holen wir hier nicht weit aus, denn zuvor verlangt noch eine andere Erinnerung an dieser Stelle unfreiwillig ihr Recht. Wenn nicht mit Deutschen weiter aufs Rad oder in die Wanderschuhe, warum dann nicht lieber mit Chinesen, so gewieft in langjährigem Befreiungskampf, auf die Pirsch gehen?

Es sind wieder die frühen 70er. Ina und ich brechen zur Wanderung durch den Schwarzwald auf. Es soll eine lange Tour werden, darunter eine Tagesstrecke von vierzig Kilometern. Mein erster chinesischer Freund mit dem Vornamen Deli wollte mit von der Partie sein. Er stammte aus Singapur und sollte später ein hohes Tier für die Volksrepublik China in Luxemburg werden, wahrscheinlich an einer Bank. Doch ich hatte die Rechnung ohne seine Art von

Revolution gemacht. Denn wer aus Singapur kommt, ist längst vom Kapitalismus hoffnungslos verzärtelt. Im schwarzen Wald hinter Pirmasens fand sich keinerlei Unterkunft. Was tun? Auf dem Waldboden übernachteten, schlug ich, romantisch gesonnen, vor. Ich las noch in einer Geschichte der Philosophie, bevor die hohen Bäume kein Licht mehr spendeten. Wir hatten Schlafsäcke oder dergleichen dabei. In der Nacht gesellte sich ein Nieselregen freundschaftlich zu uns.

Wir hatten weder zu trinken noch zu essen dabei. Ohne Frühstück ging es mit dem ersten Sonnenstrahl weiter. Wir nährten uns von Beeren, die wir am Wegesrand pflückten. Deli begann unser Unternehmen immer weniger zu gefallen. An einer Weggabelung entschied er sich für den Abmarsch. Er muß wohl nach Münster ins Studentenheim zurückgekehrt sein. Ich traf ihn erst viele Jahre später auf irgendeiner Veranstaltung zufällig wieder, da war er schon ein gemachter Mann. China hatte die Revolution längst wie einen alten Fächer abgelegt, und er hatte kräftig zugenommen, als hätte er täglich das einst im Schwarzwald verpaßte Abendessen nebst Frühstück nachzuholen gehabt.

Seitdem gehe ich bis heute Wander- oder Bergtouren nur noch mit Österreichern ein, die feisten Deutschen oder die fußfaulen Chinesen können mir gestohlen bleiben. Lediglich einmal habe ich einen neuen Versuch unternommen: Ich lud vor etwa zwanzig Jahren zum Fußmarsch vom Seminar am Alten Zoll in Bonn zur neuen Bleibe nach Holzlar ein. Die Strecke führte über den Rhein und über den Ennert. Zwei Stunden, eigentlich ein Klacks. Doch kaum überquerten wir eine Landstraße, schon teilte sich das Fähnlein der Aufrechten in Wagemutige und in Flüchtlinge. Als wären die Hungersnöte der 30er Jahre wiedergekehrt, stoben zwei Doktorandinnen aus China auf und davon. Ein Bus brachte die nachrevolutionäre Fracht zum Heideweg und damit ins Naturschutzgebiet von Weiers Wiesen. Natürlich waren wir vor ihnen am neuen Heim angekommen. Zumindest eine von beiden Abtrünnigen hat nie ihre Dissertation beendet. Darf das verwundern?

Was verbleibt noch dem Rückblick, der sich gern als Vorausblick zu erkennen gibt? Da ist seit bald sechzig Jahren die Erinnerung an Llandaff Cathedral. Gerrit Kortmann und ich waren wie berichtet mit dem Fahrrad 1963 nach Nordengland gefahren. Die Gastgeber nahmen uns einmal nach Cardiff mit. Das Auto roch nach dem Fleisch, welches der Hausherr als Schlachter täglich daheim zerteilte. Ich wiederholte hinter dem Rücksitz auf der Pritsche lateinische Vokabeln. Ann Clayton kam nach der Ankunft auf die Idee, in den Vorort Llandaff zur Kathedrale zu fahren. Wir näherten uns schließlich zu Fuß durch ein dunkles Wäldchen von oben dem ältesten Bauwerk der Christenheit in Großbritannien. Es blitzte plötzlich unter uns vollkommen weiß vor unseren verwunderten Augen auf. Nie habe ich eine solch reine Farbe wiedergesehen. Vielleicht war dies die erste bewußte Offenbarung, welcher sich sechs Jahre später in Japan andere anschließen sollten. Und das Weltliche, welches japanischer Ästhetik zufolge stets Begleiter jeglicher Erleuchtung zu sein beliebt? Es folgte hier auf dem Fuße.

Wir besuchten eine Verwandte von Ann in einem roten Reihenhaushaus von Cardiff. Sie liebte ihren Hund und das Fernsehgerät. Letzteres nannte sie liebevoll Teli. Ich war überrascht: Ein Ding konnte wie ein Baby oder wie ein Haustier benannt werden. Und vielleicht würde ein solcher Gegenstand den Menschen als eigen beanspruchen? Die Konsequenzen wären immense, denn wir könnten, falls wir einen Mülleimer zärtlich Mülli taufte, auch Objekt der Abfallwirtschaft werden.

Das Imaginäre der Wechselbilder sollte mich danach ebenfalls für einen Moment einholen. Es trug den Namen einer Frau: Angélique. Ich habe nie einen Film mit Michéle Mercier, welche die Blondine verkörperte, gesehen, ich nahm lediglich Kinoplakate zwischen 1964 und 1969 wahr und dachte mir meinen Teil: Da ist sie wieder, die blonde Frau, als könnte sie wie im Spuk nicht von mir lassen.

Und so sind wir zu guter Letzt wieder bei der Angst des jungen Mannes vor dem gestandenen Frauenzimmer angelangt. Peinlich und in Erinnerung ist mir bis heute ein Auftritt in Mainz geblieben.

Wir waren auf Klassenfahrt, wir sahen den Dom, wo wir in der Hoffnung auf großzügige Spenden als reiche Westfalen begrüßt wurden, wir besuchten zu unserem Entzücken den Musikverlag Schott und wanderten bei Tage durch Wald und Feld bis zu vierzig Kilometer. Einmal gab es abends ein Volksvergnügen mit Rundtanz. Die Klassenkameraden suchten sich ihre Tänzerinnen; ich schaute bekloffen zu, als ahnte ich bereits, was kommen sollte, nämlich Damenwahl. Eine blonde Marei wie aus dem Film meiner Kindheit bat mich, ich lehnte ab, sie bat wieder, so lange bis Hubert Mehring eingriff und mich auf die Tanzfläche zerren wollte. Ich hielt mich an einem Abflußrohr mit aller Kraft fest und leistete auch dem Befehl, endlich zum Tanz zu gehen, erfolgreich Widerstand. Ich fühlte mich schließlich vor dem Weiblichen gerettet, doch um welchen Preis!

Mutter hatte alle Begegnungen mit dem anderen Geschlecht zu unterbinden gewußt, sie war selbst gegen die Freundschaft mit Barbara und später gegen die Ehe mit Ina. Ich erzählte ihr bald nichts mehr, hielt lieber alles geheim. Ich wurde zu einer Person mit zwei Seelen und zwei Leibern. Diese Person bin ich wohl bis heute geblieben: Allen alles augenscheinlich recht machen und doch stiekum, wie man im Emsland gern sagt, die eigenen Wege gehen. Wir kamen aus einfachen Verhältnissen, in diese sollte niemand eindringen, der zu Ansehen und Geld gekommen war. Auch ich sollte mich nach dem Abitur weiter von Wirtsleuten und Bauern her bestimmen. So fühle ich mich immer noch unwohl in der Gegenwart von Besserstehenden und weiche ihnen schleunigst aus. Dahinter steckt kein Neid, sondern ein Bewußtsein, mit ihnen nichts gemein zu haben. Darum fühlte ich mich unter den »Arbeitern und Bauern« während der Kulturrevolution so wohl. Und deshalb bin ich auf dem Venusberg ohne Ängste. Unter den Fußballern hat kaum jemand einen Titel, man reißt Zoten, die mir natürlich nicht gefallen, man ist nicht zimperlich. Schlägereien sind immer noch möglich, aber inzwischen selten. Habe ich einmal mitgeprügelt? Nein, ich habe Einhalt geboten.

Halten wir an dieser Stelle einmal inne! Vor Männern keine Angst, aber vor Frauen? Von Frauen geprägt, aber Panik in ihrer Nähe? Ist das nicht ein Widerspruch? Ja, Großmutter und Mutter waren für mich prägender als Vater; einen Großvater gab es in Deutschland nie und in Wien nur sehr kurz. Vater war ein Schwächling, er bedurfte der Hilfe. Die bekam er aber nicht von uns, vielleicht erst in seiner zweiten Ehe. Da hatten wir ausschließlich Verachtung für ihn übrig. Also kein »Noli Meminisse«? Kein Gedenken der Missetaten unserer Väter? Keine Versöhnung? Die Antwort steht noch aus, aber sie wird gegeben.

Mutter erwartete starke Kinder, wir durften uns niemals eine Blöße geben. Selbst aus dem Krankenbett hatten wir uns zur Hausarbeit zu erheben. Und wenn wir nicht parierten, hieß es gleich: Ihr seid ja wie der Alte, das hieß nichts anderes als faul und zu nichts nütze. Abweisender vermochte kein Urteil ausfallen. Mutter ließ keinerlei Schwäche zu. Auch sich selber gegenüber nicht. So ist sie in den frühen Tod gegangen. Ich dagegen habe meinen Kindern gegenüber immer Milde gezeigt. Von all dem wird noch die Rede sein.

Wenn auch aus ungleichem Blickwinkel, so soll hier doch die Sicht von Matthias zur mütterlichen Härte (Mail vom 16. Februar 2021) zitiert werden. Ich habe lediglich die üblichen Verschreibungen am iPhone korrigiert:

»Und die [auf Pump gekaufte] Horex war eine mit 350 ccm. Danach kam die Zündapp 600. Die war, glaube ich, 3 500 DM wert. Auch die Leicas haben meiner Erinnerung nach damals schon 800 DM gekostet, er [Vater] hatte dann ja zwei. Ich konnte und kann die Verzweigung unserer Mutter verstehen, weil es uns doch wirklich am Notwendigsten fehlte. Und die Kosten überstiegen sein Monatsgehalt um ein Vielfaches.

Im übrigen habe ich eine wesentlich bessere Erinnerung an sie, ja, sie hat viel geschimpft, aber wie sollte sie auch anders mit uns drei Buben und [bei] dem unsicheren Leben, das ihr der Mann bieten konnte? Sie hatte ja immer Existenzangst, bis sie dann wieder im Beruf stand und da auch erfolgreich war. Aber ich habe sie als